

Vielfalt ist nicht Gleichheit und Lernen ist nicht Bildung!

Bernd Lederer, 2025

The Great Learning von Cornelius Cardew widmet sich mit Bezug auf einen Text des Konfuzius (Daxue, «Das Große Lernen») der Selbsterziehung und hierbei vor allem dem Erlernen von Gemeinsinn, insbesondere der Praxis gemeinsamen Musizierens von Lai:innen und Profis. Er feiert die Idee, das Gemeinsame im Unterschiedlichen, namentlich der Musikstile, Instrumente und der sie spielenden Musiker:innenpersönlichkeiten, zu entwickeln. «E pluribus unum», «out of many, one», also «aus vielen eines» ist bekanntlich der Wappenspruch der Vereinigten Staaten von Amerika (wobei hier nichts über das derzeitige Missverhältnis von Anspruch und Wirklichkeit gesagt sein soll), weniger bekannt ist, dass sich auch die Europäische Union mit dem Vertrag von Lissabon 2000 als «Europamotto» die sinngleiche Parole «In Varietate Concordia» («Einigkeit in Vielfalt») gab. Die Dialektik aus Individualität und Gemeinschaft ist weit über solch staatspolitische oder auch -philosophische Prinzipien und Zielbestimmungen hinaus heute ein geradezu allgegenwärtiges Motiv liberaler Gesellschaften – und in der Kunst, speziell in der Musik, eine Selbstverständlichkeit.

«Vive la différence!» Das berühmte Diktum des französischen Philosophen Jean-Francois Lyotard (1924-1998) gilt nicht nur als Leitmotiv der Postmoderne, sondern kann im Sinne der Forderung nach Vielfalt, nach Diversität, geradezu auch als Imperativ nicht nur größerer Klangkörper, sondern überhaupt moderner Organisationskulturen gelten. Wo Menschen mit unterschiedlichen Sozialisations- und Lebenserfahrungen aufeinandertreffen und zusammenarbeiten, wird der kreative Output im Sinne der Emergenz (das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile) in aller Regel höher sein, als dies bei weniger heterogenen und pluralen Teams der Fall ist. So weit, so bekannt, dementsprechend gibt es heute praktisch kein größeres Unternehmen, keine größere Organisation mehr ohne Diversitätsbeauftragten oder Diversitätstrainings zwecks Erlernens zugehöriger sozialer und personaler Kompetenzen. Jenseits weltanschaulicher Aufladungen der Diversitätsthematik im identitätspolitischen Geiste, der im Kontext auch hierzulande heftiger werdender Kulturkämpfe nicht selten als «woke» apostrophiert wird, stellen sich auch weitergehende Fragen, die bezeichnenderweise oft zu kurz kommen: Welche *Arten* von Vielfalt und individueller Differenzen sind der Produktivität und Kreativität eigentlich wirklich dienlich und weshalb? Die im akademisch-politischen Diskurs meist thematisierten Differenzlinien Geschlecht, sexuelle Orientierung, Ethnizität/kulturelle Prägung sind zwar Variablen des Vielfältigen, jedoch ist damit natürlich nicht zugleich auch schon eine Vielfalt der Perspektiven und Meinungen, der Talente und Könnerschaften garantiert.

In den USA, wo Diversitätsprojekten seitens der rechtsextrremen MAGA-Bewegung bekanntlich der Krieg erklärt wurde, kursiert der Witz, in welchem ein bezüglich genderidentitärer Orientierungen und ethnokultureller Backgrounds besonders vielfältiges und buntes Universitätsseminar der Geistes- oder Sozialwissenschaften auf die Frage, wie viele im Raum denn wohl eher der Partei der Demokraten zugeneigt seien, allesamt ausnahmslos aufzeigen. Damit ist ein wichtiger Aspekt angesprochen: Dass der Mix aus Alt und Jung, aus Berufserfahrung und jugendlichem Tatendrang und Elan, aus Menschen mit unterschiedlichen Projekt- und Teamerfahrungen zusammen mehr Emergenzeffekte zeitigen, als dies bei sozial-monolithischen Gruppen der Fall wäre, leuchtet unmittelbar ein. Weshalb aber beispielsweise unterschiedliche sexuelle Vorlieben oder religiöse oder kulturelle Orientierungen und Prägungen gleichfalls das Teamergebnis steigern – immer mit Blick auf die je anstehenden konkreten Aufgaben, versteht sich – bedürfte da schon eher der Begründung.

Überhaupt stellt sich die noch weitergehende Frage nach dem keinesfalls deckungsgleichen Verhältnis von soziokultureller, lebensweltlicher Vielfalt und sozialer Gleichheit: Einmal angenommen, über Nacht realisierte sich ein Menschheitstraum, und alle, wirklich alle Formen rassistischer und geschlechtsbezogener Diskriminierung gehörten auf einen Schlag der Vergangenheit an. Zweifellos ein erhebender Gedanke. Aber: Auch dann hätte sich am nächsten Morgen noch nichts an der sozialen Differenz zwischen oben und unten, zwischen Arm und Reich geändert, auch dann wären die einkommens- und vermögensbezogenen sozialstrukturellen Ungleichgewichte als solche immer noch vorhanden – lediglich die *Differenzlinien*, also deren Verläufe *entlang* «Race» - und Gender-Kriterien, hätten sich verschoben. Dies ist keine originelle Erkenntnis, vielmehr eine Selbstverständlichkeit, aber eben sehr wohl eine Tatsache, die, so die hier vertretene These, heute gerade seitens einer identitätspolitisch orientierten akademischen Linken oft vernachlässigt und aus dem Fokus antidiskriminatorischer Analysen zu rücken droht.

Der Literaturtheoretiker Walter Benn Michaels vertritt die These, dass sich Diversitätsprogramme, beispielsweise im Sinne eines «green washing» oder «pink washing», als gängige Methoden eines «woke capitalism» letztlich als Beiträge zur Modernisierung des Kapitalismus verstehen lassen, ohne diesen mit Blick etwa auf nicht mehr zu rechtfertigende Vermögenskonzentration zu reformieren. Amerikanische Universitäten seien demzufolge heute zwar weniger rassistisch und sexistisch als noch vor wenigen Jahrzehnten, dafür studierten dort heute aber weniger Arme; eine erfreulich höhere Zahl studierender Frauen und Afroamerikaner:innen zeuge von zunehmender Vielfalt, gleichzeitig sei das Studium heute aber deutlich teurer und im Kontext gesellschaftlicher Ungleichheit entsprechend *noch* elitärer und selektiver. Wachsende Toleranz gegenüber wirtschaftlicher Ungleichheit und wachsende Intoleranz gegenüber Diskriminierung seien in diesem Sinne fundamentale Charakteristika des modernen Kapitalismus, so Michaels. Schon 2009 hat sein Buch *The trouble with diversity. How we learned to love identity and ignore inequality*

diese Kritik bereits im Titel auf den Punkt gebracht. Die Ungleichheit von Arm und Reich, ergo die Diskriminierung Armer/ökonomisch Schwacher, so Michaels Analyse, ist heute primär zwangsläufiges Ergebnis einer marktförmigen Vergesellschaftungslogik. Wachsende Toleranz gegenüber wirtschaftlichen und sozialen Ungleichheiten einerseits und wachsende Intoleranz gegenüber Diskriminierungen andererseits können ihm zufolge als Charakteristika moderner Marktgesellschaften begriffen werden.

Der Primat der Anti-Diskriminierung hat in den letzten Jahrzehnten die Geistes- und Sozialwissenschaften in sehr hohem Maße auf Fragen der «Rasse», des Geschlechts und der kulturellen Differenzen hin fokussiert, Fragen politisch-ökonomischer Art, nämlich wie (und in welchem Umfang) soziale Unterschiede und Ausschlüsse von (Arbeits-/Miet-)Märkten erzeugt und reproduziert werden, blieben und bleiben hingegen weitestgehend vernachlässigt. Dabei besteht eben kein Gegensatz zwischen der Produktion und Etablierung gesellschaftlicher Eliten und ihrer Diversifizierung. Das Bemühen um mehr Vielfalt innerhalb der «ruling class» lässt sich vielmehr zur Legitimierung derselben verwenden und ist in vielen Fällen zumindest geeignet, Privilegierte aus Politik und Wirtschaft in ein sympathischeres Licht zu rücken; Diversifizierte «Eliten» in Staat und Gesellschaft dienen somit nicht zuletzt auch als ideologische Legitimation sozialer Ungleichheiten im Sinne des Ideologems: «Jede:r kann es schaffen!» und lenkt mit dieser Akzentuierung von Ausnahmen von sozialstrukturellen Regeln ab. (Ob die zu diagnostizierende Geringschätzung, zumindest aber Vernachlässigung der sozialen Frage in vielerlei akademischen Disziplinen und Milieus und die Vorliebe für minoritäre, antidiskriminatorische Themenfelder wie «Transgenderforschung», «Queerness-Studies» u.a. auch dem Umstand geschuldet ist, dass sich besagte akademische Milieus nachweislich weit überwiegend aus Mittel- und Oberschichten rekrutieren und von daher Fragen von Armut und Deklassierung eher als unattraktiv und oftmals fern der eigenen sozialen Lage und Sozialisationserfahrung empfunden werden, sei hier dahingestellt.) Keinesfalls kann davon ausgegangen werden, dass diversifizierte Zustände in Politik, Wirtschaft oder sonstigen gesellschaftlichen Subsystemen automatisch auch sozialere, egalitäre Verhältnisse zeitigten. Mehr noch, darf nicht einmal unterstellt werden, dass Repräsentant:innen mehrheitlich unterprivilegiertes oder gar diskriminiertes gesellschaftlicher Gruppen, die sich in gehobeneren sozialen Zusammenhängen zu etablieren vermochten oder denen es gelungen ist, in Positionen der Macht aufzusteigen, auch tatsächlich für die von ihnen repräsentierten Minderheiten bessere Zustände in Blick auf Akzeptanz und Teilhabechancen eröffnen, so eine weit verbreitete Kritik. Soziale Gleichheit meint eben nicht nur quotierte Repräsentanz einzelner Vertreter:innen marginalisierter gesellschaftlicher Gruppen und symbolische Anerkennungs- und Ermunterungspraktiken, sondern tangiert vielmehr ganz konkrete «harte» Fragen von Haben und Nicht-Haben, Fragen der Verteilung und Aneignung des gesellschaftlich-arbeitsteilig erzeugten Reichtums einer Gesellschaft. Kurzum: Unter Bedingungen wettbewerbsorientierter Marktgesellschaften verhindern Programme zur Förderung von Diversität keineswegs soziale Unterschiede entlang von Einkommens- und Vermögensverteilungen. Mehr noch, laufen Diversitätskonzepte sogar Gefahr, zur ideologischen Legitimierung sozialer Ungleichheit missbraucht zu werden!

Andreas Reckwitz, Soziologe an der Berliner Humboldt Universität, erläutert in seinem Bestseller *Gesellschaft der Singularitäten* (2017), wie nicht nur moderne Arbeitswelten, sondern Lebensentwürfe um Aspekte wie prestigeträchtige Persönlichkeitsentfaltung und Authentizität, um Prinzipien wie Selbstverantwortung, Selbstverwirklichung und Selbstorganisation kreisen. In einem ähnlich bedeutsamen Klassiker der Soziologie hat Ulrich Beck in seinem berühmten Buch *Risikogesellschaft* bereits 1986 einen tendenziellen Bedeutungsverlust jener gesellschaftlichen Instanzen attestiert, die gemeinschaftliche Orientierung und Zugehörigkeit geben, soziale Identität und Anerkennung stiften. Solche immer auch verbindliche normative Werte vermittelnden sozialen Einbettungen und Kontexte, etwa Familie, lebenslanger Beruf, Religion, geografischer Lebensmittelpunkt, verlieren tendenziell an Prägestkraft und Verbindlichkeit, sie werden von den mannigfachen Dynamiken und lebensweltlichen Pluralitäten einer «flüssigen Moderne» relativiert. Neben diese *Individualisierung des Sozialen* tritt nun aber nach Reckwitz noch eine *Singularisierung der Lebenskultur*: Selbstinszenierungen in der multimedialen Erlebniswelt, Individualismus und Coolness, Souveränität und Leistungswille («Self-Management»), sind Imperative, die, so die gesellschaftliche Norm in der flexiblen Leistungsgesellschaft, in der individuellen Verantwortung des:der Einzelnen liegen. Im Zuge einer *Kulturalisierung des Sozialen* wird somit der Eindruck erweckt, als seien soziale Differenzen nicht auch Folge marktförmiger Vergesellschaftung, sondern eben überwiegend soziokulturellen und/oder psychomentalen Unterschieden geschuldet, individuelle Differenzen werden in der Tendenz (sozio-)kulturalisiert und somit letztlich verharmlost. Seit über hundert Jahren wird in der Soziologie und später in der Marktforschung, etwa am Beispiel der «Sinus-Milieu-Matrix», längst auch die vertikale soziale Schichtung der Gesellschaft entlang Einkommen und Vermögen um horizontale Komponenten im Sinne persönlicher Grundüberzeugungen, Dispositionen, soziomoralischer Milieuorientierungen und Geschmäcker ergänzt. Fragen konkreter Einkommens- und Besitzverhältnisse werden seitdem verstärkt unter individualistische Konsum- und Lifestyle-Kategorien subsumiert. Diskurse von Faulheit und «Versager:innentum» ersetzen somit teils die Analyse und Kritik des vorherrschenden Wirtschafts- und Sozialmodells.

Mit Blick auf Cornelius Cardews Plädoyer für das Erlernen von Gemeinsinn und einer gelingenden sozialen Praxis des kooperativen und kreativen Miteinanders nicht nur, wenn auch speziell in der Musik, stellt sich neben diesem Problemkreis der Spannung zwischen Vielfalt und sozialer Gleichheit zudem auch noch die Frage nach der eigentlichen Bedeutung von Lernen. Lernen meint zunächst nichts mehr als die Aufnahme von Informationen bzw., sofern diese in zusammenhängender Form auch Erkenntnisse ermöglicht, von Wissen. Etwas umfassender kann Lernen verstanden werden als geistige Aufnahme, Verarbeitung, Reflexion und Gedächtnisspeicherung von

Eindrücken, Erfahrungen und Wissensbeständen. Die solcherart gewonnenen Einsichten und Erkenntnisse münden letztlich in umfassendere Verstehenszusammenhänge, die Welt und das eigene Ich betreffend, und in veränderte Verhaltensweisen Bildung indes meint ungleich mehr und anderes als diese Aneignung von Informationen, Wissensbeständen, Verhaltensweisen und Kompetenzen. Sie wird vom Autor im Sinne eines Desiderats einer über zweieinhalb Jahrtausende umfassenden Begriffsgeschichte verstanden als *reflexive Welt- und Selbsterkenntnis als Voraussetzung wie Folge einer Selbstentfaltung im Modus der Selbstbestimmung*. Angesprochen sind hierbei elementare Dimensionen des Bildungsbegriffs, wie er sich trotz aller unterschiedlichen Konnotationsverläufe und Schwerpunktsetzungen im Laufe der Zeiten und im Kontext der Kulturen doch als unverzichtbarer kleinster gemeinsamer Nenner herausgebildet hat:

In der griechischen Antike etwa stand der Aspekt der Tugendhaftigkeit und diesbezüglichen Selbstverbesserung des einzelnen («Areté») im Mittelpunkt, beides galt als Voraussetzung, um das finale Ziel («Telos») gelingender Lebensführung, die Glückseligkeit («Eudaimonia») zu erreichen. Platons Höhlengleichnis, in dem es darum geht, aus der Welt der Schatten und Trugbilder herauszusteigen und durch das Licht der Erkenntnis der wahren Welt reiner Formen und Ideen ansichtig zu werden, kann als Beitrag zur ersten Aufklärung der Kulturgeschichte und seitdem als Grundmotiv von Bildung verstanden werden (und ist in Zeiten von Echokammern und Filterblasen der Sozialen Medien wie auch der KI-Deepfakes heute wohl aktueller denn je). «Gnothi seauton», erkenne dich selbst!, war als Inschrift auf dem Apollotempel zu Delphi ein Imperativ, den später auch Goethe und Nietzsche («Werde, der Du bist!») als Prinzip gelingenden In-der-Welt-Seins begriffen. Analog bedeutete Bildung für Konfuzius lang zuvor bereits eine Selbstkultivierung und Herzensbildung im Interesse eines gedeihlichen Zusammenlebens und erschöpft sich entsprechend keinesfalls in reinem Wissenserwerb. Im ausgehenden Mittelalter, namentlich beim christlichen Neuplatoniker Meister Eckhart, ist Bildung die Arbeit an der eigenen Seele, das Entfachen des göttlichen Funkens im Menschen, um so der Ebenbildlichkeit Gottes gerecht zu werden. Renaissance und Humanismus und insbesondere das Zeitalter der Aufklärung, in Gestalt etwa Immanuel Kants und seiner drei zentralen «Kritiken» und der darin behandelten Leitfragen («Was kann ich wissen?», «Was soll ich tun?», «Was darf ich hoffen?», «Was ist der Mensch?») erweitern Bildung, ihre Inhalte und Ziele, der Aufklärung entsprechend, um emanzipatorische Dimensionen wie Autonomie, Mündigkeit und Individualität. Letztere zielt beim Bildungsreformer und -philosophen Wilhelm von Humboldt auf die Nicht-Verzweckung von Bildung, folglich auf das Primat der Allgemeinbildung vor jeder instrumentellen Spezialbildung (ohne deren grundsätzliche Bedeutung in arbeitsteiligen Industriegesellschaften in Abrede zu stellen). Bildung wird hier verstanden als Persönlichkeitsbildung, als Individuation, als Herausbildung einer einzigartigen, reifen Identität des/der Einzelnen, als Ausprägung aller Talente und Begabungen und nicht nur deren verwertbarer Anteile. Letztlich geht es hier um nicht weniger als um die Menschwerdung des Menschen, um eine sinnhafte, gelingende Lebensführung. Wolfgang Klafki bringt die elementaren Inhaltsdimensionen einer humanistischen wie aufgeklärten Bildung denkbar kurz in Form dreier Ziele auf den Punkt: Mitbestimmungsfähigkeit, Selbstbestimmungsfähigkeit und Solidaritätsfähigkeit. In Zeiten einer Ökonomisierung aller relevanter Lebenswirklichkeiten scheint heute, so eine zentrale These des Autors dieser Zeilen, Bildung überwiegend als Humanressource (miss)verstanden zu werden, die in solch instrumentellem Sinne enggeführt, ja vulgarisiert wird.

Ein Lernen, dem auch ein bildender Charakter attestiert werden kann und sich somit nicht nur in kognitiver Informationsverarbeitung und Wissensakkumulation erschöpft, hat dementsprechend in Form und Inhalt ein «bildendes Lernen» zu sein, welches die Humanvermögen der Reflexivität, der Welt- und Selbsterkenntnis, der Entfaltung der Talente und Begabungen, der Mit- und Selbstbestimmung akzentuiert und sich diesen Zieldimensionen als dienlich erweist.

Privatdozent Dr.habil. Bernd Lederer lehrt und forscht an der Bildungswissenschaftlichen Fakultät der Universität Innsbruck überwiegend zu Fragen der Bildungsgeschichte und -philosophie, zudem zu gesellschaftspolitisch und kulturell relevanten Aspekten von Bildungsdiskursen. Seine Bücher über den Bildungsbegriff (zudem auch viele musikjournalistische Kritiken!) finden sich auf seiner Homepage berndlederer.at